

„Den Kindern gehört das Himmelreich“

Corona Bamberg OSB im Gespräch mit
Bernhard A. Eckerstorfer OSB

Eine Altmeisterin benediktinischen Lebens spricht über ihren Weg ins Kloster, die heutige Zeit, das Älter-Werden, den Tod und ihr Urvertrauen in den unbegreiflichen Gott.

Bernhard Eckerstorfer: Sr. Corona, Sie sind fast 97 Jahre alt und beinahe auf den Tag genau 50 Jahre älter als ich. Da scheint mir eine Frage, die am Anfang eines solchen Gesprächs banal klingen mag, angebracht: Wie geht es Ihnen?

Corona Bamberg: Einem Gotteskind geht es immer gut.

Die Gotteskindschaft ist ja eine alte monastische Bezeichnung. Verstehen Sie sich als Gotteskind?

Aber ja, seit der Taufe. Was soll ich sonst noch zur Begründung sagen?

Ein Kind zu sein bedeutet, ausgeliefert zu sein. Erleben Sie das jetzt stärker im Alter, wo Sie auf die Hilfe anderer angewiesen sind?

Das ist einerseits eine Belastung für die anderen und andererseits, wenn sie es gerne machen, eine Bereicherung. Für einen selber ist es nun eine Gegebenheit. Man kann es nicht ändern und man soll es auch nicht ändern, denn den Kindern gehört das Himmelreich. Und Jesus hat die Kinder sehr gern gehabt. Aber kindisch soll man nicht werden. Wenn einem das gelingt, dann ist es ein Geschenk.

Erleben Sie das kindliche Vertrauen im Alter auf besondere Weise?

Das ist auch wieder zweiseitig. Auf der einen Seite vertraut man weniger, weil man viele Erfahrungen gemacht hat, die einen die Dinge hinterfragen lassen,

auch die Menschen. Auf der anderen Seite ist man dankbar, wenn man einem Menschen begegnet, dem man vertrauen kann. Das ist nicht allzu häufig. Und ein Mensch, der vertraut, der vermittelt auch Vertrauen, der macht sich und den anderen das Leben leichter.

Es gibt ein Urvertrauen, ein Grundvertrauen zu Gott, und ich glaube, das ist eigentlich immer da. Aber es gibt auch die Enttäuschung Gott gegenüber, das Missverstehen; dann muss man das Vertrauen erst wieder in sich aufwecken. Aber das soll man auf jeden Fall tun.

Das ist dann ein Willensakt, eine bewusste Entscheidung, die freilich von der zuvorkommenden Gnade Gottes umfassen ist.

Ja. Das ist eine Entscheidung, aber es ist auch eine Grundhaltung, und die Entscheidung baut auf der Grundhaltung auf. Es gibt einen Psalmvers, der heißt „Mein Herz ist fest, es vertraut auf den Herrn“. Das bete ich manchmal, wenn es dunkel in mir wird, so wird es heller. Dann weiß man wieder ein bisschen weiter. Aber eben, wie Sie sagen, in dem Sinn, damit Gott wirken kann.

Sie haben einmal davon gesprochen, dass es ein Pfingsterlebnis in Maria Laach gegeben hat, das für Sie sehr eindrucksvoll war, nachdem Sie vom Glauben länger weg waren.

Das war mit Prior Pater Theodor Bogler. Er war ein geistlicher Vater. Er hat sich Zeit genommen für mich, obwohl das Kloster halb evakuiert war und er alle Hände voll zu tun hatte. Es war Pfingsten 1944. Wir haben da nicht über Berufung usw. gesprochen, sondern über den Pfingstintroitus. Ich wollte von ihm wissen, was der lateinische Text eigentlich bedeutet: *Spiritus Domini replevit orbem terrarum et hoc quod continet omnia, scientiam habet vocis*. Das hat mich brennend interessiert. Er antwortete: „Das weiß ich nun auch nicht, da müsste ich erst die Kisten aufmachen, in denen unsere Preziosen verborgen sind. Dazu habe ich jetzt wirklich keine Zeit.“ Und dann blieb das offen. Aber der Mann hat mich interessiert und er hat mir auch imponiert. Er war völlig ruhig und gelassen, überhaupt nicht nervös, so wie ein Prior eigentlich sein kann. (*Lachen*)

Waren Sie nur von dieser einen Person beeindruckt oder vom Mönchtum überhaupt?

Ich habe natürlich die ganzen Gottesdienste mitgemacht und war begeistert, auch von dem kleinen Abt Ildefons Herwegen mit seiner riesigen Cappa. Ja,

das war eigentlich ein Mönchserlebnis. Das habe ich zum ersten Mal so erlebt, mit dem Choral, auch mit so vielen Leuten, obwohl noch Krieg war und viele eingezogen waren. Als ich abfuhr, war ich beeindruckt, aber noch nicht entschlossen. Und an Fronleichnam ist mir klargeworden: „Du musst ins Kloster.“ Das kennen Sie vielleicht auch, dass man auf einmal weiß, wo man hingehört. Ja, das war das Pfingsterlebnis.

Hatten Sie damals das erste Mal mit Benediktinern zu tun?

Oh nein! Schon mit drei Jahren war ich in Ettal, bin auf die Berge getragen worden. Wir waren oft in den Ferien in Ettal. Ich war ganz verliebt in den Chor und vor allem in die Komplet und in die Mutter Gottes mit dem Jesuskind, diese Elfenbein-Muttergottes, die kennen Sie ja, oder?

Ich war noch nie in Ettal.

Nein? Oh, das ist ein „lack“ – ein Fehler. *(lacht)*

Weil Sie vorhin den Anfang des lateinischen Pfingsthymus auswendig rezitiert haben: Sie greifen gerne zurück auf Psalmen, auch auf liturgische Wendungen, die auf den ersten Blick oft fremd scheinen. Wir neigen heute ja eher dazu wegzulassen, was wir nicht sofort verstehen. Und beim Psalmengebet sind manche Stellen rot eingeklammert, diese Passagen lassen wir in Kremsmünster weg; im Weltpriestergebet tauchen sie gar nicht auf. Hier wird eigentlich die Heilige Schrift verstümmelt. Auch in der Liturgie werden oft bestimmte Wendungen leichtfertig unterschlagen. Ich frage mich: Wäre es nicht eine Mission der Benediktiner, diese Schätze der Bibel, der Liturgie wachzuhalten? Dass wir es uns nicht zu einfach machen, Dinge beiseite zu lassen, die wir nicht gleich verstehen.

Wir haben den Grundsatz: das Wort Gottes wird ganz gebetet. Da kann man nicht einfach rausschnippeln, was man nicht versteht oder was einem irgendwie nicht gefällt. Sondern wir versuchen, es zu verstehen, und wir versuchen, jeden Satz als heiliges Wort zu behandeln. Entsprechend bleibt es dann auch. Nur einige Passagen, die zu blutrünstig sind, lassen wir schon weg. Am Samstag z.B. – ich weiß jetzt nicht, welcher Psalm es ist – das wollen wir uns nicht zumuten.

In Ihrem Buch Schauen greifen Sie ganz bewusst Fragen auf, die andere übergehen, zum Beispiel über das Leid – „Leiden, ein gnadenreiches Wort“. Sie verweisen nicht nur auf die Leidensmystik, sondern schreiben später auch

provokant: „Wo Christen hingegen im Glauben noch beten, gibt es das Bekenntnis von Schuld, die das Leiden als berechnete Sühne und als gerechtes Urteil eines persönlichen Gottes akzeptiert.“ Und Sie zitieren das Eingangslied zum 26. Sonntag im Jahreskreis: „Alles, was Du über uns hast kommen lassen, hast Du in gerechtem Urteil an uns getan, denn wir haben gesündigt.“ Das ist ja schon ein bisschen gegen den Strich geschrieben.

Ein bisschen, ja. Dass man nicht nur den lieben Gott im Kopf hat, sondern weiß, dass er der Herr, der Gerechte und deswegen auch der Strafende ist. Ich glaube, es stimmt, dass das bewusst so geschrieben ist.

Und dennoch der ganz Barmherzige – oder gerade dadurch.

Ja: gerade dadurch der Barmherzige. Und da steht man wieder vor einem Geheimnis, dass Gott eben weder das noch das ist, sondern eigentlich unergründlich. Er ist der, den wir nie erfassen werden.

Ich glaube da müssen wir nochmals hinschauen: Was meinen Sie damit, dass Gott auch ein strafender Gott ist? Wie würden Sie das erklären? Er will doch das Beste für uns und uns gewinnen, nicht von sich stoßen!

(lange Stille) Das ist eine schwierige Frage! Die Bibel verstehe ich so, dass Gott das will und das tut, was der Sache entspricht. Ich denke, man muss das annehmen, wie Gott es macht, und das ist dann entweder Strafe oder Belohnung. Aber immer so, dass es der Sache entspricht. Ungefähr so würde ich das verstehen.

Das sind natürlich unsere Kategorien: Strafe, Belohnung. Das ist sehr menschlich gesprochen. Aber, wenn wir es verkürzen, dann bringen wir uns vielleicht um wesentliche Erfahrungen. Ich denke an Ihr Buch Was Menschsein kostet. Da ist ja auch Ihr Zugang zu den Wüstenvätern, dass der Glaube keine billige Sache ist, sondern dass uns das etwas kosten soll und darf und dadurch echt und tief wird.

Ja, es soll uns etwas kosten. Gott ist kein billiger Gott.

Ich glaube, darin könnte schon eine Mission der Benediktiner im heutigen pastoralen Klima liegen.

Auf jeden Fall.

Inwiefern oder warum sind da die Benediktiner gefordert? Worin sehen Sie ihre Aufgabe heute?

Das ist wieder eine schwierige Frage. Die Mission der Benediktiner ist auf jeden Fall das Lob Gottes, das Opus Dei. Man kann Gott nur loben, wenn man Ihn Gott sein lässt. Ich denke, wir dürfen Gott nicht vermenschlichen und wir müssen Gott alles in allem sein lassen. Dazu gehört eben auch das Geheimnis, dass Gott nicht irgendwie erklärbar ist, und dazu gehört die Gerechtigkeit.

Von außen gesehen assoziiert man uns Benediktiner gerne mit Büchern. Der australische Trappist Michael Casey hat mir gesagt, er sehe das Problem im Mönchtum heute, dass eine Lesekultur zusammengebrochen ist bzw. sich bei den meisten Mönchen auflöst.

Das kann stimmen. Dem muss man eigentlich entgegenarbeiten, denn das Buch gehört zum Benediktiner.

Sie haben ja ein Leben lang gelesen und geschrieben.

Ja, auch gesprochen. Ich habe leider manche Leute überschüttet mit meinen Vorträgen, bis ich dann draufgekommen bin, dass ich ja eigentlich auch schreiben kann. Aber zu Millionen-Auflagen bin ich nicht gekommen.

Wenn man ein Buch herausgibt mit dem Titel Askese, ist das vielleicht auch nicht zu erwarten. Der Askese haftet etwas Negatives und Veraltetes an. Trotzdem verwenden Sie diesen Begriff. Das finde ich bemerkenswert.

Dem Trend der Verkürzung will ich ja entgegenschreiben. Um bestimmte Inhalte und Begriffe dürfen wir uns nicht drücken, wie Sie vorhin richtig sagten. Mein Buch *Askese* ist immerhin schon ins Italienische übersetzt. Also hat es irgendwie Interesse gefunden.

Warum finden Sie Askese wichtig?

Askese gehört zum Menschen. Menschsein ohne Askese bedeutet Sucht. Der Mensch der Askese hat Disziplin, Ordnung, Offenheit. Es ist einfach der Mensch, der sich selbst findet. Und er findet sich nur, wenn er Gott findet.

Ist das heute vielleicht unverständlicher als früher? Nur um die Proportionen zu sehen – Sie sind ins Kloster eingetreten, als meine Mutter geboren wurde.

Sie haben demnach Jahrzehnte durchlebt, die ich aus eigener Erfahrung nicht kenne. Daher die Frage: Wie sehen Sie die jüngeren Generationen oder auch den Zeitgeist? Wohlwollend oder doch kritisch?

Beides. Wohlwollend insofern, weil der junge Mensch unternehmungslustig ist. Und kritisch, weil er eben keine Askese hat oder sich damit schwertut.

Unternehmungslustig waren ja Sie auch immer.

Ja, ich war eine Reisetante.

Sie versuchten, beides in Ihrem Leben zusammenzuhalten, die Askese und die Freude an der Welt. Fällt das heute nicht besonders schwer? Ich möchte Elmar Salman, mit dem Sie, glaube ich, viele Gedanken teilen, ins Spiel bringen. Er sagte in einem Gespräch: „Wir müssen anerkennen, dass derzeit Mönchtum und junge Lebenswelt inkompatibel sind.“ Sie haben ein Leben lang die Aktualität und weisheitliche Bedeutung der mönchischen Lebensform herauszuarbeiten versucht, auch Brücken zwischen verschiedenen Welten geschlagen. Ihnen bedeuten Kunst, Literatur und Musik sehr viel. Warum gelingt so wenig, dass das Mönchtum eine Anziehung entfaltet, die – abgesehen von einzelnen Gottsuchern – breitere Schichten erreicht? Sind sich moderne Lebenswelt und Mönchtum zu fremd geworden?

Jedenfalls ist das Mönchtum nicht modern. Wir suchen ja schon immer nach Ausdrucksformen, uns verständlich zu machen. Aber es gelingt uns vielleicht deswegen nicht so, wie wir es sollen oder möchten, weil wir selbst zu wenig den Zeitgeist verstehen.

Was meinen Sie damit?

Genau das, was ich gesagt habe. *(lacht)*

Wir sagen vielleicht zu leichtfertig: „Die Zeit ist heute nicht offen für Gott, für Askese.“ Sie kommen jetzt von einer anderen Richtung und stellen uns die Anfrage, ob nicht wir Mönche die Zeit zu wenig verstehen.

Wir müssen vielleicht, ganz vorsichtig gesagt, eben das Unternehmertum, das Unternehmungsmutige etwas mehr interiorisieren. Wo gründet man heute in Deutschland noch Klöster? Nütschau ist gegründet worden, andere sind eingegangen. Warum? Weil sie sich eben nicht in diese Zeit einfügen konnten. Sie

versuchten, so zu leben, wie sie immer gelebt haben. Mit dieser Haltung „so ist es recht“ verlieren wir unsere Bedeutung. Wir haben zu wenig den Mut, eine neue und mutige Spielart des Mönchtums zu probieren, also zu experimentieren. Ich bin 96 Jahre alt und habe eigentlich nicht das Recht, so etwas zu sagen, aber ich bin überzeugt davon.

Worin bestünde ein solches Experiment? Oder was schwebt Ihnen da konkret vor? Was wäre schon einmal an der Zeit gewesen?

Ich bin kein Prophet.

Was hätten Sie immer schon gerne mal geändert?

Die Art der Klausur.

Bitte erklären Sie das näher.

Das, was wir unter der jetzigen Äbtissin praktizieren. Das ist eine Großzügigkeit in Teilnahme an Reisen, an Veranstaltungen, auch an Verfügbarkeit, wenn man angefordert wird für Vorträge. Dass man auch teilnimmt an den neuen Errungenschaften, die gut sind – es gibt freilich auch solche, die nicht gut sind.

An welche Errungenschaft denken Sie, die gut ist für unser Mönchtum?

Ich kann ja kein Kloster entwerfen, wie ich es mir vorstelle. Aber ich denke an Mönche und an Nonnen, die auch mal etwas anderes lesen als fromme Bücher, die vielleicht auch einmal einen Film ansehen. Die einfach teilnehmen an dem, was unsere Zeit anzubieten hat und was den Menschen fördert. Das muss nichts Frommes sein. Es kann sogar etwas sein, das zur Auseinandersetzung herausfordert. Aber es müsste etwas sein, was teilnehmen lässt an den guten Errungenschaften, die unsere Zeit auch hat.

Und das aber gepaart mit einem verbindlichen Leben, so wie ich es hier in Herstelle erlebe. Ich denke, wir leben in Kremsmünster ein Stück weit dieses Interesse an der Welt. Vergangene Woche war ich mit einem Mitbruder in einem Alternativkino. Wir haben uns einen französischen Film angesehen. Aber wir spüren auch irgendwie, dass wir aufgrund zu vieler Aufgaben und Aktivitäten uns nicht genügend Raum geben, Mönche zu sein. Es bleibt ein Kunststück, beide Welten zu vereinen.

Ganz bestimmt. Das darf nicht aus dem Blick verloren werden. Im Gegenteil, eine echte Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist führt notwendig dahin, dass man sich fragt: „Wo bin ich Mönch und wie bin ich es?“ So kommt es zu einer Auseinandersetzung und bleibt nicht bloß ein unverbindlicher Spaziergang.

Für meine Interviews bin ich bisher noch keinen einzigen Kilometer gefahren. Ich führe Gespräche mit Personen aus unserem Orden und vereinzelt anderen Menschen, die ich sowieso irgendwo treffe. Das bringt den großen Nachteil mit sich, dass ich fast nur Männer interviewe, weil meine Lebenswelt als Benediktiner von Natur aus männlich ist. Deshalb an Sie eine Frage über das weibliche Mönchtum: Wo steht es? Was würden Sie da wichtig finden? Uns Männern kommt vor, dass die Frauen in unserem Orden intensiver und auch wahrhaftiger das Leben, was Mönchtum bedeutet. Aber ich spreche darüber fast nur mit Männern.

Ja, ich weiß, dass die Mönche von Maria Laach uns immer wieder bewundert haben, dass wir so streng monastisch leben. Aber wir selber empfinden das gar nicht so. Wir versuchen es. Und dann stellen wir immer wieder fest, dass es nicht genügt. Da spielt natürlich auch die Seelsorge eine Rolle, wenn man den Unterschied anspricht, gerade auch in Österreich. Aber Seelsorge gibt es jetzt auch genügend bei uns, z.B. in unserem Gästehaus. Es gibt viele Kurse, Exerzitien, alle möglichen Formen von geistlicher Begleitung, sodass sich heute viele Kontakte nach außen ergeben, die früher durch die Klausur nicht möglich waren. Wir haben in der Rekreation oft den Eindruck, dass wir über alle möglichen Themen sprechen, die wir früher überhaupt nicht angesprochen hätten. Aus dieser Sicht wurde der Horizont erweitert.

Wo sehen Sie eine Gefahr für das weibliche Mönchtum?

Dass man nicht zufrieden ist mit Angeboten, die nicht unbedingt dem eigenen Geschmack entsprechen. Eine Zufriedenheit mit dem, was einem angeboten wird, ist die Kunst des benediktinischen Lebens.

Der Jesuitenpater Josef Maureder meinte vor kurzem, als wir über die Gebetspraxis sprachen: „Das Problem des heutigen Ordenslebens ist, dass geistliche Übungen fehlen oder ganz ausfallen.“ Wie würden Sie das im benediktinischen Zusammenhang sehen?

Das ist die andere Seite der Öffnung für die Welt, dass man das äußere Engagement übertreibt und es nicht integriert in das monastische Leben. Wenn wir auf

die Exerzitien blicken, bestehen sie in unseren Klöstern aus Vorträgen. Damit kann man etwas anfangen, wenn man irgendeine Anleitung hat. Es gibt aber genügend Mitschwestern, die um die Erlaubnis bitten, Einzelexerzitien außerhalb zu machen; das zeigt ja, dass da ein Manko ist. Das bedeutet, dass man da etwas ändern müsste. Ich denke, in Einzelexerzitien lernt man die persönliche Auseinandersetzung; man ist mit Gott allein. Und diese Zeiten intensiver Beschäftigung mit sich und Gott befruchten dann das tägliche Gebetsleben.

Sr. Corona, erlauben Sie mir bitte, ganz persönliche Fragen zu stellen: Denken Sie manchmal an den Tod?

Nicht nur manchmal. Ich denke, es könnte im nächsten Augenblick schon zu Ende sein. Man erfährt so oft, dass Menschen plötzlich sterben. Und ich muss sagen, im Grund erschreckt mich das nicht. Vielleicht wünsche ich mir einen solchen Tod. – Angst vor dem Tod zu haben ist dumm, sagt Uwe Kolbe. Ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen.

Nein.

Uwe Kolbe ist ein in der DDR groß gewordener Atheist, ein Lyriker, der jetzt im Alter auf Gott kommt und ein Büchlein geschrieben hat mit dem Titel *Psalmen*. Sehr schwer verständlich, aber eindeutig immer Gott als Adressat. Man fragt sich, wie so ein Mensch im Alter zu dieser Adresse kommt. Das ist auch die Gnade. Sterben müssen wir alle. Warum sollen wir da Angst haben? Unser Leben ist eben Sterben. Wir sind von Anfang an auf den Tod hin gebaut. Wir müssen uns das Bewusstsein zu sterben nur aneignen.

Und dann können wir richtig leben?

Ich glaube, ja. Das ist sehr schön, dass Sie das so sagen, P. Bernhard. Wer so lebt, als würde er ewig leben, der macht sich etwas vor.

Wie es nach dem Tod sein wird, wissen wir nicht. Aber es ist eine faszinierende Welt, oder?

Ich bin jedenfalls überzeugt, dass es mit unserem irdischen Leben nicht zu Ende ist. Und ich bin irgendwie neugierig auf das, was danach kommt.

Sie lächeln verschmitzt. Wir sehen uns das erste Mal, und ich spüre, dass das nicht alles sein kann an Austausch, an Begegnung.

Es fehlt etwas. Und das Etwas ist schließlich Gott, den wir ja suchen, und sein Angesicht. Wir sind Suchende, solange wir hier auf Erden sind. Und dann wird das Suchen vielleicht einmal ein Ende haben, und wir werden Antworten bekommen.

Gottes Angesicht zu schauen bedeutet ja, auch die Welt und den anderen verwandelt zu begegnen.

Ja, und darauf freue ich mich. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Gott so und so viel an Leid in einem Leben zulässt, wenn da nicht eine Entschädigung oder eine ... Ich finde das Wort Entschädigung jetzt nicht richtig.

Eine Wiedergutmachung?

Ja, vielleicht. Denn Gott ist barmherzig. Aber er ist eben auch gerecht. Das wird eine Überraschung werden, wie diese beiden Dinge in Gott zusammenkommen und sich vertragen. Da bin ich gespannt.

Sie lächeln jetzt wieder und lachen während unserer Gespräche immer wieder herzlich. Das scheint ein Wesenszug von Ihnen zu sein.

Vielleicht. Aber es kommt auch auf das Wie an.

Sie sind schon über 70 Jahre Benediktinerin in Herstelle. Wenn Sie so mit dem Rollstuhl ins Sprechzimmer geführt und von einer Mitschwester wieder abgeholt werden, denke ich mir: Es ist schön, alt zu werden in einem Kloster. Es hat sicher auch immer Konflikte gegeben, und es ist nicht immer leicht, aber für Sie wird gesorgt.

Ja, und das erleben wir im Alter sehr stark, dass man nicht alleingelassen ist, obwohl es Einsamkeit gibt, und die ist nicht wenig. Man entdeckt dann an sich, dass man das Sprechen immer erst wieder lernen muss. Man plappert nicht mehr und man quatscht auch nicht mehr. Man ist auf das Wesentliche reduziert, zwangsweise. Und die geistigen Kräfte lassen nach, die geistlichen, hoffe ich, nicht so sehr. Aber das kann ich nicht beurteilen.

Was fällt Ihnen am Schwersten beim Altwerden? Ihre Mitschwester haben mir erzählt, dass Sie kaum noch lesen können. Ist es das, was Ihnen schwerfällt, oder etwas anderes?

Das ist eins vom Schwersten, dass ich nicht mehr lesen kann und dass ich nicht mehr musizieren kann. Ich habe viel Klavier und Geige gespielt. Das war immer eine Erfüllung. Aber jetzt kann ich es mir anhören. Das ist auch schön, wenn es gute Musik ist.

Ich bin seit 17 Jahren im Kloster, Sie seit über 70. Wie geht das, benediktinisch zu beten?

Vor allem Lob und Dank. Und vor allem nicht egozentrisch, das ist überhaupt kein Gebet. Benediktinisch zu beten ist ein Gebet, das die ganze Welt umfasst.

Und nicht nur um etwas bitten, das man braucht oder haben will. Das ist eine Selbstbespiegelung.

Gebet ist alles andere als Selbstbespiegelung, und je weiter jemand von sich absehen lernt, desto größere Fortschritte macht er. Es kann auch Zeiten geben, in denen man mit Gott scheinbar nichts mehr zu tun hat. Eine gottlose Zeit. Aber ein Mensch, der betet oder zu beten versucht, der weiß im Innersten: das ist nicht das ganze Leben, sondern nur eine Episode oder eine Prüfung.

Wo wir dann im Rückblick vielleicht erkennen – um mit Augustinus zu sprechen: Ich selber war nicht bei Gott, aber Gott bei mir selbst.

Ja, ganz genau. Gott geht nicht von einem weg. Gott bleibt nah. Und er bleibt in einem; nur muss man vermeiden, sich ein Bild zu machen, wie Gott bei einem ist. Er ist auf Seine Weise da. Und wir dürfen nicht enttäuscht sein, wenn er anders zu uns kommt.

Das wäre Selbstverleugnung im biblischen Sinn.

Ich glaube, ja.

Nicht, dass wir etwas hergeben, was zu uns gehört, sondern um über uns hinausgeführt zu werden und beschenkt zu werden.

Ja. Ja. Ja. Ganz genau.

Was würden Sie jemandem sagen, der beim Chorgebet in Gedanken oft abschweift, der sich nicht konzentrieren kann, dem das Gebet schal geworden scheint?

Dass es nicht darauf ankommt, Wort für Wort nachzuvollziehen, sondern da zu sein für Gott, so wie er für mich da sein will. Und das ist auch wieder etwas, was nicht in meiner Hand liegt. Es gibt viele Stunden und Tage, in denen wir nicht ganz dabei sind, es gibt die Müdigkeit und eine gewisse Langeweile, immer wieder die gleichen Psalmen zu beten. Man muss versuchen, dem inneren Wort auf die Spur zu kommen, zu fragen: Was will der Psalm eigentlich sagen? Oder was will ich im Psalm eigentlich sagen? Aber immer mit der Tendenz, von sich wegzukommen. Ich glaube, das ist das Wichtigste, auch wenn ich nicht ganz im Gebet bin. Ganz wichtig ist auch das Hören. Wir tun nicht dann das Wichtigste, wenn wir schöne Worte machen, sondern wenn wir lauschen, wenn wir hören, was uns gesagt wird. Das muss man lernen, das kann man nicht antrainieren. Dazu gehört die Stille, die innere Stille, und die Kenntnis der Stimme Gottes; die kann man lernen, die soll man lernen. Aber wie das der einzelne macht, dieses Lernen, dieses Üben, dieses Hören-Lernen, das kann man, glaube ich, nicht in einem Rezept sagen.

Da braucht es andere auf dem Weg, die mich begleiten.

Es gibt ein Wort: Deine Hand ist immer in Gottes Hand, und du wirst nie in die Irre gehen. Geistliche Begleitung heißt, die eigene Hand in eine andere Hand zu geben, sich aus der Hand zu geben, sich führen zu lassen und überzeugt zu sein, dass es im Letzten immer Gott ist, der einen führt, und nicht ein Mensch. Man kann gerade auch als geistlicher Begleiter den Akzent auf das Menschliche legen wollen, auf das Verstehenkönnen, auf das Ein-Wort-Sagen-Können. Das hilft. Aber sosehr man sich in den anderen Menschen hineindenkt und hineinzuversetzen versucht, der Akzent muss immer auf Gott liegen.

Es bleibt doch immer noch etwas ausständig.

Immer. Und man darf nicht traurig sein darüber und denken, es wäre alles unnütz. Das ist es nicht, sondern ... Sie wissen es besser als ich.

Nein.

Ich glaube, doch.

Am Ende eines langen Lebens sieht eine Person doch noch deutlicher, was das Wesentliche ist. Ich denke mir, dass die Freundschaft bei Ihnen immer eine große Rolle gespielt hat. Ein geistlicher Begleiter ist ja jemand, der nicht mein Freund ist und dadurch auch objektiver sein und in besonderer Weise

Gott durchscheinen lassen kann. Aber die Freundschaft ist auch ganz wichtig, wenn wir durchs Leben gehen.

Unbedingt! Und sie wird immer selbstloser. Freundschaft ist – das ist jetzt schwer zu sagen, aber ich glaube doch – eben ein Stück von Gottes Liebe.

Das haben Sie erlebt.

Ja.

Sie haben ein Talent für Freundschaft?

Vielleicht. Ich habe mich jedenfalls nicht leicht befreundet, aber wenn, dann war es ein totales Befreundetsein.

Auch mit Männern?

Auch mit Männern und gerade mit Männern.

Das kommt mir wichtig vor für ein geglücktes Ordensleben, Freundschaften zum anderen Geschlecht zu pflegen.

Aber ja, auf jeden Fall. Das war auch etwas, das im Laufe der Zeit erst so richtig gewachsen ist. Zeitweise war es verdächtig. Und da hat etwas Wesentliches gefehlt.

Wenn Sie das sagen, denke ich ein bisschen bange an die jungen Schwestern und Brüder in den Orden oder auch an Seminaristen und junge Priester. Da sehe ich viele Kontakte, aber echte Freundschaften ... ?

Ja, das denke ich manches Mal auch. Man bringt heute in unseren Kreisen nicht recht den Mut auf, den Graben zu überspringen und zwischen Mann und Frau eine echte Freundschaft zu riskieren. Ich weiß ja nicht, ob ich das richtig sehe. Aber ich denke mir manchmal – auch aufgrund meiner Erfahrung als geistliche Begleiterin –, dass es oft nicht wirklich zu einem echten Kontakt kommt, sondern nur zu einer Berührung oder einer Sehnsucht. Aber sicher zu keiner Freundschaft.

Meinen Sie jetzt Kontakt zum gleichen oder zum anderen Geschlecht?

Beides. Freundschaft ist nicht nur Berührung, sondern ich denke an Homer oder auch an Vergil oder Cicero, die sagen, das ist das andere Ich.

Ein älterer Mitbruder hat einmal gesagt, für ihn sei beim Altern schlimm, dass die Wegbegleiter und Freunde sterben und man das Gefühl hat übrigzubleiben. Ich denke, dass die meisten Gleichaltrigen und viele Jüngere vor Ihnen gegangen sind. Wie geht es Ihnen dabei?

Genau so, dass man sich übriggelassen fühlt und dass man Menschen, mit denen man reden konnte, verliert. Man wird einsam.

Das kann man nicht schnell spiritualisieren.

Es rächt sich, wenn man das schnell spiritualisiert. Das geht schief.

Das muss man annehmen und aushalten.

Mit jedem Monat wird es intensiver, wenn man es nicht lernt, dass man es mit Gott zu tun hat, dass er der eigentliche Freund und Gefährte ist. Und dass er vielleicht auf diese Weise auch auf sich und damit auf die Wirklichkeit aufmerksam machen will.

Und es deswegen auch zulässt, weil nur Er uns bleibt.

Eigentlich sucht man das ja im Kloster.

Das heißt: die Freunde sind, wie der geistliche Vater oder die geistliche Mutter, immer vorläufig und vorübergehend.

Ja.

Freunde sind nie alles, aber sie sind wichtig. Freunde hat man freilich nicht nur im synchronen, sondern auch im diachronen Sinn. Große Gestalten der Vergangenheit können zu Freunden werden.

Oh ja!

Da haben Sie sicher auch viele Freunde, die Sie nur durch ihre Schriften kennen, durch die Variation von 26 Buchstaben in einem Text.

Das ist seltsam, dass Menschen, die man nicht persönlich erlebt hat, einen faszinieren. Ich weiß zum Beispiel: Als ich mit dem Studium begonnen habe, hat mich Nikolaus von Kues ungeheuer interessiert. Ich habe vieles nicht verstanden, aber ich wollte es verstehen, und ich habe ihn gelesen. Er ist eigentlich bis heute einer meiner geistlichen Väter, die ich bewundere. Ich könnte noch mehr solche Freunde aufzählen, die gehen ja nicht weg, die bleiben Freunde. Das ist jetzt, wo ich nicht mehr richtig lesen kann, das Schwere, dass man auf diese Weise keine neuen Begegnungen mehr haben kann.

Sie müssen dann von den alten Begegnungen leben.

Soweit das Gedächtnis es zulässt.

Was waren denn die großen Begegnungen für Sie? Welche Autoren fallen Ihnen spontan ein, von denen Sie sagen: die sind mir zu Freunden geworden?

Augustinus. Auf jeden Fall auch Bernhard. Es waren ja eigentlich lauter Männer. Aber nicht nur. Zum Beispiel ist mir die heilige Elisabeth von Thüringen sehr nahe. Auch die heilige Katharina von Siena verehere ich.

Jetzt leuchten Ihre Augen.

Ja! Das ist ein Wunder, dass man aus einer solchen Umgebung ein so weiter Mensch werden kann. Mit weit meine ich jetzt einen weiten Horizont, Menschen, die so viel Einfluss auf mich ausgeübt haben.

Was würden Sie nun gerne lesen? Welche Bücher würden Sie verschlingen, wenn Sie das noch könnten? Oder was würden Sie gerne noch einmal lesen?

Da fällt mir die Auswahl jetzt schwer. Ich würde zum Beispiel Luther lesen, den habe ich viel zu wenig gelesen. Bei ihm kann man seine Entdeckungen machen. Er war lange Zeit verfermt. Und jetzt kommt man darauf, dass er Kostbarkeiten niedergeschrieben hat, neben seinen Pöbeleien.

Sie kennen die Tradition des Wüstenmönchtums sehr gut: Da geht jemand zu einem Altvater oder einer Amma und fragt etwas. Was würden Sie einem jungen Menschen sagen, der überlegt, ins Kloster zu gehen. Welches Wort würden Sie dieser Person mitgeben?

Das muss man sich sehr gut überlegen. Ich würde aber wahrscheinlich fragen: „Geht es dir um dich selbst oder um Gott?“ Ich würde nach einer Alternative zum Kloster fragen: „Wo kannst du Gott noch finden?“ Wenn der Gedanke ans Kloster bleibt, dann würde ich ein Haus nennen, das sich diese Person einmal anschauen sollte, einen Menschen, einen Mönch.

Dem man sich anvertrauen kann.

Ja. Und bei all dem muss man beten.

Dein Wille geschehe.

Ja, am besten. Und immer tiefer. Plötzlich kann es sein, dass man weiß, was man zu tun hat. Das kann man keinem erklären.

Das muss jeder selber finden. Manche können sich heute nicht entscheiden, eine lebenslange Bindung einzugehen.

Viele sogar.

Was würden Sie denen sagen?

Das, was ich schon gesagt habe. Aber dazu im Speziellen: Irgendwo bindest du dich auf jeden Fall. Du kannst nicht ungebunden durchs Leben gehen. Dann musst du dich eben entscheiden, wie du dich bindest. Der Mensch ist frei, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Man muss sich entscheiden, wie man sich bindet. Dem entkommt keiner.

Was würden Sie jemandem raten in den ersten Klosterjahren, der im Noviziat oder in den Jahren der zeitlichen Profess steht? Haben Sie da einen Satz oder einen Rat?

Das annehmen, was auf einen zukommt.

Und was würden Sie jemandem sagen, der 15 oder 20 Jahre im Kloster ist und in seiner Lebensmitte merkt: ich muss mich jetzt noch einmal neu entscheiden, sonst geht manches in der Routine unter, oder ich verliere das, was ich eigentlich gewählt habe?

Dass es so etwas gibt wie den Mittagsdämon. Dass ich damit rechnen muss, dass mein Leben in Frage gestellt wird. Und dass ich mich einfach neu entscheiden muss. Aber ich würde auch versuchen, einen Menschen meines Vertrauens zu finden, der mir raten kann. Man braucht in dieser Situation Rat.

Zum Abschluss ein paar kleine Fragen: Ihr Vorbild?

(Langes Überlegen, dann ganz bewusst und bedeutungsschwer) Jesus Christus.

Ihr Lieblingsschriftsteller oder Ihre Lieblingsschriftstellerin?

Das fällt mir schwer. Es gibt so viele.

Lieblingstheologe oder Lieblingstheologin, da ist es wahrscheinlich genauso?

Ja.

Ihre Lieblingsspeise?

Ein gutes Glas Wein.

Was würden Sie dem Papst heute raten, wenn er Sie um Rat fragen würde?

Er soll so weitermachen.

Dankeschön, Sr. Corona.

Was wollen Sie jetzt mit unserem Gespräch machen?

Ein Interview für Erbe und Auftrag. Wir haben darüber schon am Telefon und vorgestern beim ersten Gespräch gesprochen.

Gut, aber das will ich vorher schon sehen!

Natürlich. Interviews werden gerne gelesen, weil sie unmittelbar Einblick ins Denken einer Person geben und weil man in einem Gespräch abdecken kann, wofür sonst viele Artikel nötig wären.

Es geht mir auch so, dass ich zuerst Interviews lese, bevor mich etwas anderes dann in die Fänge bekommt.

Danke, dass Sie sich so viel Zeit genommen haben.

Das war auch für mich eine Freude. Ich habe Sie ja auch ein bisschen persönlich kennengelernt, nach dem, was ich schon von Ihnen gelesen habe. Ich hoffe, Sie kommen wieder nach Herstelle.

Vielleicht komme ich wieder.

Wenn ich dann noch lebe. Wie viele sind Sie in Kremsmünster?

Fast 50, aber die Hälfte ist auf den Pfarren. Österreichisches Mönchtum eben.

Was ist der Altersdurchschnitt in Ihrem Konvent?

Bereits 64 Jahre.

Das ist aber ein junges Kloster!

Sr. Corona Bamberg

geb. am 18. April 1921 in Fürth i.B., Dr. phil.; Studien der Altphilologie, Germanistik und Philosophie in Berlin; 1945 Eintritt in der Benediktinerinnenabtei Herstelle, 1947 Profess; Kurs- und Rundfunkarbeit, Vortragstätigkeit; 1971-75 Mitglied der Würzburger Synode, 1991-98 Beraterin der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz.

AUS DEN VERÖFFENTLICHUNGEN:

Was Menschsein kostet. Aus der Erfahrung frühchristlicher Mönche gedeutet. Würzburg 1971 (Neuauflage: Topos plus Taschenbuch 376. Mainz 2001).

Wer sich dem Anspruch stellt. Zum Gebetscharakter des Lebens. Würzburg 1976.

Unter der Führung des Evangeliums. Dem Gedächtnis Sankt Benedikts 480 – 1980. Würzburg 1980.

Mönchtum in einer heimatlosen Welt. Würzburg 1984.

Askese. Faszination und Zumutung. St. Ottilien 2008.

Schauen. Gesichter der Gnade. St. Ottilien 2013.